

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 25.

Donnerstag am 15. December.

1853.

Die Belagerung von Antwerpen.

Eine historische Erzählung

von

Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

IX.

In Hafendamm in Antwerpen, den die Nacht eben einzuhüllen begann, herrschte reges Treiben. Fackeln und Laternen beleuchteten grell zwei größere Schiffe, von unzähligen kleineren flimmernden Lichter und Lichtlein, Sporentritte, rauhe Commandoworte, Ketten- und Waffengerassel schallte. Von einem Boote, das bereits seegelfertig war und die Lootsenzeichen trug, wehte das Stadtbanner von Antwerpen, neben dem mürrisch und verdrossen Herr Jacob Jacobsohn, der Admiral, stand. Auf der Brücke, welche von dem einen der beiden dunklen Schiffe nach dem Damm führte, hatten Philipp Marnix von Aldegonde, der Bürgermeister und Friedrich Gianibelli Platz genommen.

„Nur mit wohlverschlossenen Laternen dürfen wir die Hoffnung betreten,“ sagte Gianibelli, auf das

Fahrzeug deutend. „Sonst könnte leicht das den Spaniern zuge dachte Verderben uns treffen!“

Herr Marnix wendete sich um und gab seinen Leuten die nöthigen Befehle. Indeß das Verlangte herbeigeschafft wurde, sprach er den Ingenieur an:

„Wie habt Ihr nur eigentlich die ganze Sache ins Werk gesetzt? Nach dem, was Ihr von der Stadt verlangtet, müßt Ihr ein erbaulich Nachtmahl für die Spanier zugerüstet haben?“

„Wohl bekomme es ihnen!“ erwiderte Gianibelli finster. „Hätt' ich gekonnt, wie ich gewollt, wäre die Stadt nicht so knaustig gewesen, mir, von allem, was ich verlangte, nur die Hälfte zu bewilligen, so wollt ich noch ganz anderes geleistet haben!“

Nach diesen bitter genug hingeworfenen Worten versank er in ein dumpfes Hinbrüten. Das Magistratsoberhaupt, im Gefühl der Schuld, schwieg gleichfalls und blickte in das hallende Getöse hinein.

Jetzt erschollen über die Stadt hin in gemessenen Zeiträumen je drei und drei Schläge mit dem Gämpelein.*) Der italienische Baumeister fuhr zusammen, als dieselben das erstemal erklangen,

*) Kleine Sturmglocke.

und rief, sich vergessend: „das Armensünderglöckchen!
Wer wird abgethan?“

Der Bürgermeister schaute verwundert auf:

„Wie ist Euch? Das Zeichen ist's, daß die
Strandbewohner sich ein wenig zurückziehen mögen!
Ihr seid seit Eurem Wagstück im spanischen Lager
wie verwandelt! Ihr laßt den Kopf hängen und
redet manchmal wie aus einer andern Welt.“

„Ganz recht!“ sagte Gianibelli vor sich hin.

„Mir ist auch, als ob ich in einer andern lebte!“

Herr Marnix hatte sein Gemurmel nicht weiter
beachtet, nahm einem der daherkommenden Rathsk-
knechte die blechbeschlagene Leuchte aus der Hand
und forderte zur Besichtigung des Schiffes auf.
Die Lebensgeister des Ingenieurs wurden dadurch
sodort wieder geweckt, er prüfte die Gefährlichkeit
der Laterne und schritt dem Bürgermeister voraus.

Nun standen sie am Bord des die Hoffnung
getauften Branders, neben welchem sein Bruder, das
Glück, lag.

„Die Einrichtung ist einfach,“ erläuterte Gian-
nibelli, während der Bürgermeister mit einem aus-
geheimem Grauen und freudiger Erwartung ge-
mischten Gefühle die dunkle Masse betrachtete.
„Hier der ungeheure Kasten von Quadersteinen
enthält sechzig Centner Schießpulver“ —

„Sechzig Centner?“ fragte Herr Marnix er-
schrocken und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Thut in zwei Schiffen hundertundzwanzig,“
meinte kaltblütig Gianibelli. „Das Dach ist mit
Ketten, Messern, Kugeln, Speerspitzen, mit Klammern
und Nägeln, das übrige Schiff mit Steinen
gefüllt!“

„Das wird eine furchtbare Verwüstung unter
den Menschen, welche diesen Ungethümen nahen!
Ob aber die Brücke“ —

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt, gestrenger
Herr! Es läßt sich indeß nicht halten! Voran gehen
dem Glück und der Hoffnung die einfachen Spreng-
schiffe. Dann folgen in halbstündigen Partien
Fahrzeuge, auf deren ersten man soeben das Gau-
kelfeuerwerk anzündet, welches den Feind über
den eigentlichen Zweck der Expedition in Zwei-
fel erhalten wird! Dann erst geschieht der
Hauptschlag!“

Befriedigt von dieser Erklärung verließ Herr

Marnix von Aldegonde das gefährliche Schiff, Gian-
nibelli ordnete noch einiges an den Lutenlöchern
und dem zur höchsten Vorsicht angebrachten Uhr-
werk, das nach Ablauf einer bestimmten Zeit Feuer
geben sollte. Dann trat er gleichfalls ans Land zurück.

Das Gämperlein hatte fort und fort getönt.
Die an dem Ausgang der zum Damm führenden
Straßen aufgestellten Fähnlein hatten Mühe, den
Andrang des Volkes zurückzuweisen. Durch einiger
geschwähigen Zunftmeister Zunge hatte dasselbe mehr,
als gewünscht wurde, von der Absicht der nächst-
lichen Ruhestörung erfahren. Auf einem friesischen
Hengst sprengte der Anführer der aufgestellten Trup-
pen, der uns bekannte, zum Befehlshaber eines
Corps erhobene Gaudelius, gegen den Bürgermeister
heran.

„Der Auslauf wird größer,“ rief er eilig, „ist's
nicht möglich die Abfahrt zu beschleunigen?“

„Sogleich!“ antwortete Gianibelli und ließ
sich zum Admiral im Lootsenboot hinübertudern.

Die letzten Befehlsworte erklangen, die Ketten
rasselten, die Tauen wurden gekappt, die Anker ge-
hoben, und nach der vorgeschriebenen Ordnung be-
wegte sich die kleine Flotte vorwärts. Bang und
erwartend schauten ihr die Zurückbleibenden nach. —

Der Herzog von Parma mußte durch Ultrico
Avatesta etwas von einem bevorstehenden Unterneh-
men. Er zweifelt auch keinen Augenblick, daß das-
selbe gegen seine Brücke gerichtet sei, und beschloß
von irrigen Voraussetzungen geleitet, alles zum
Schutze derselben aufzubieten. Demzufolge hatte
er seine Truppen auf den Bastionen, an den Ufern
längst der Brücke, und auf derselben selbst vertheilt.

Auf der linken Bastion befand er sich selbst mit
seinem Generalstabe. Ein prächtiges Zelt war hier
errichtet. Die Flaggage mit allen Wappen Spa-
niens, den rothen Thürmen von Castilien und dem
Löwen von Lion, dem Granatapfel und den silber-
nen Kronen Granadas und den Pfählen Arragoniens,
umschlungen von den Ketten des goldnen Bliebes, wehte
auf der Spitze desselben. Nach ihr blickten Offi-
ziere und Soldaten mit gleichem Vertrauen. Mehr
neugierig als besorgt spähten sie die Stromlänge
hinunter, wo am äußersten Ende des Horizonts die
ersten Branders, wie sie meinten, der Antwerpner
soeben auftauchten.

Ulrico Avatesta, der neuernannte Hauptmann, befand sich neben Antonio und einigen andern Offizieren. Man ließ das Fernglas von Hand zu Hand wandern, die von Wein erregten Spanier stritten über die eigentliche Beschaffenheit der feindlichen Expedition, welche mittlerweile immer näher rückte. Streifweis begann sich der Himmel zu röthen, schon waren die Partien kleiner Schiffe in kurzer Entfernung zu erkennen.

Beforgnisse über mögliche Gefahr, welche alle Wachsamkeit und Tapferkeit nicht verhindern könne, stiegen bereits in Ulricos Herzen auf. Ihm war es gleichgültig. Ein grollender Morolog zog durch seine glühende Stirn. „Was“ dachte er „hat mir die Flucht hierher genützt. Ich bin in eine Laufbahn gedrängt, zu der ich nicht den geringsten Beruf habe — auf der mir keine Lorbeeren blühen werden! Der Herzog ist nur mein Gönner, mein Befehlshaber geworden! Ich bin krank, zerrüttet, von Erinnerungen gepeinigt, von hoffnungsloser Liebe verzehrt! Soll ich ein Flüchtling ohne Heimat in der Welt umherschweifen? — Habe ich noch ein Lebensziel? einen Zweck in der Welt? Wahrhaftig, als ich neulich gegen Dheim Frederico das Leben und seinen Wechsel vertheidigte, sprach ich nicht für mich. Mir ist, als müßt ich in Wahnsinn enden! Das Gespenst des Schenkenmädchens peinigt mich bei Nacht, das Margarethens bei Tage!“ —

„Ulrico, sieh hier!“ rief Hauptmann Antonio, den Freund auf die Schulter schlagend. „Träumst Du schon wieder? Dein wackerer Dheim hat viel Brandes ausgerüstet — hier die Menge kleiner Schiffe, die so verwirrt durcheinander gleitet! Dann dort die zwei großen, welche so lustig glühen und flackern. O weh, Archimedes! Das eine ist led und sinkt!“

Wirklich ging das von Gianibelli so stolz das Glück getaufte Minenschiff, noch ein ziemliches Stück von der Brücke entfernt, mit einem schwachen Knall unter. Derselbe hatte indeß die Folge, daß aus der Reihe der zuschauenden Offiziere ein junger Mann, der schon länger die Beschaffenheit der beiden großen Antwerpischen Fahrzeuge aufmerksam geprüft, heraustrat und auf das Zelt des Herzogs zuellte. Derselbe stand mit dem Markgrafen von

Rysburg im Gespräch, neben ihm die Generale Billy, Cajetan und Guasto.

„Feldherr!“ rief der junge Fähndrich, „eiligst eilt hier weg! Von jenem antwerpischen Schiffe droht höchste Gefahr! — rettet Euch!“

„Sauve qui peut ist Lösungswort der Franzosen! Nicht das meine!“ entgegnete streng, doch nicht ohne Wohlwollen, Alexander.

Dringender wiederholte der Abgewiesene seine Bitten. Indesß begannen die auf den Playten erhaltenen Feuer allmählig zu erlöschen, das prächtige Schauspiel, das sie bisher gewährt, war ziemlich zu Ende. Nur die Hoffnung gerieth allmählig in schnellere Bewegung. Dies wurde wenig beachtet. Spott und Hohn gegen die holländischen Käsekrämer erscholl durch die Reihen der Truppen. Die Offiziere, welche bei Ulrico standen, konnten gegen denselben Bemerkungen über die Kunst seines Dheims nicht zurückhalten.

„Dein Dheim“ überschrie Antonio die andern, wird morgen auf dem antwerpischen Rathhause schweren Stand haben. Soviel Geld in das Feuerwerk gesteckt und auch nicht den geringsten Erfolg! Das ist traurig!“ —

Dem Spötter erstarb das Wort im Munde. Denn jetzt begann der Brandes unheilvoll schnell auf das Ziel seiner Bestimmung loszuschießen. Der Herzog, der die Bitten des Fähndrichs gar nicht mehr zu beachten schien, gab Befehl, durch alles Mögliche das Schiff aufzuhalten — Ulrico eilte rasch über die Brücke, um den Befehl zu überbringen.

Es war jedoch zu spät — und würde auch nutzlos gewesen sei. Er hatte sich kaum entfernt, als der junge Spanier vor dem Herzog auf die Knie fiel und ihn beschwor, seinen Standpunkt zu verlassen. Als auch das nicht fruchten wollte, rief er mit dem Ausdrucke des aufs Auerferstegebrachten: „Ihr müßt Herzog! Ihr müßt!“

Dabei hatte er den Oberbefehlshaber am Kleide ergriffen. Betroffen über solche Kühnheit und durch die bedenklichen Bewegungen der Hoffnung doch besorgt gemacht, wandte sich der Herzog und eilte nach dem Fort St. Maria, um von dort aus weitere Anordnungen zu geben.

Ein krachender Donner, wie er noch nicht gehört ein mochte, sein glühender Blitz, sein Wanken

der Erde. — Gianibellis Hoffnung war erfüllt! Die stolzen Truppenketten, die riesigen Brückenwerke, die gemauerten Bastionen, die Schanzen und Bootsfлотten Herzog Alexanders hatte ein Augenblick in ein von Trümmern, Flammen, Todten, Sterbenden, Verwundeten und Betäubten gebildetes Chaos verwandelt. Bis zum Grunde gespalten schäumte die Schelde über die Uferdämme hinweg, siedend spritzten ihre Wogen zum Himmel, — die Brücke war mit Hunderten von Menschen und Vertheidigungswerkzeugen zu Grunde gegangen. Die spanische Armee, die stolze drohende, war in diesem Augenblick ein Nichts geworden. Der noch so schwache Feind konnte sie bewältigen, — die Mannszucht war aufgelöst, den Hauptleuten wollte der Befehl nicht vom Gedanken zum Munde. Es dauerte ge-

raume Weile, ehe das Schreckensgeschrei, der Jammer und die Bestürzung sich legten. Das Unglück war für den Moment unübersehbar und wurde dadurch noch gräßlicher gemacht.

Ulrico war nach der rechten Escacata geeilt, um den Befehl zum Aufhalten des vermeintlichen Branders zu überbringen. Eben als er ihn dem dort commandirenden Hauptmann mittheilte, erfolgte die furchtbare Katastrophe. Betäubt wurde der junge Mann von einem heißen Wirbelwind erfaßt; als er zur Besinnung zurückkehrte, fand er sich inmitten des Stroms, der ihn lauwarm umwallte. Das instinktmäßige Gefühl der Erhaltung trieb ihn vorwärts zu schwimmen und die riesigen Trümmerhaufen der Brücke hinter sich zu lassen. —

(Schluß folgt.)

Die beiden Finkenstein

Kußspiel in einem Aufzuge nach der Idee einer Chronik von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne Zilli. Die Müllerburichen sind eingeknickt.

Tobias (höhnlich.)

Da kannst Du lange warten, Du kleine leichtfertige Fliege. Rasch fort. Heda, ihr Burschen, laßt uns gehen! Wir müssen fort! Schlafen die schwachköpfigen Mehlsäcke wie die Murmelthiere! Heda! Heda! (Sie taumeln auf.)

Urias (schwerfällig.)

Ja! aber mich muß einer führen, lieben Brüder von der Mehlspartie! Mein Kopf ist mir gar so, ich weiß gar nicht wie! Da hast Du auch wieder dran Schuld, Tobias, mit Deinem schweren Wein! Du hast immer an allem Schuld! Dich muß wohl der Teufel zu der Mehlspartie geführt haben! Stände doch mein guter Freund der Esel Hansjörg, vor der Thür, da könntet Ihr mich drauf legen wie einen Sack oder wie einen Weinschlauch! So weiß ich in Wahrheit nicht, wie mich meine Füße bis zur Mühle tragen sollen! Ach Gott! wenn mich meine Großmutter sähe! —

Jesaias (ihm unter den Arm greifend.)

Komm nur, Zipfelmütze, faß Dich fest an. Tobias hat das Packet rasch wieder zusammengeknüpft und nimmt es unter den Arm.)

Urias (kernisch lamentirend.)

Ach! Du lieber Esel Hansjörg, wo bist Du? Wenn mich meine Großmutter sähe! — (Alle ab zur Thür im Hintergrunde.)

Fünfte Scene.

Zilli und die Baronin von Hochthal treten zur Thür vom Zuschauer rechts ein.

Zilli (der Baronin die Hand küßend.)

Meine Freude! mein Glück! gnädige Frau! ich kann es Ihnen in Worten nicht schildern.

Baronin (nach einigem Nachdenken.)

Auch ich freue mich, liebes Kind, Dich so hübsch und wohl zu sehen! Aber sage mir, Zilli, weißt Du nicht, hat heut Morgen nicht Jemand nach mir gefragt?

Zilli.

Ich weiß von Niemand, gnädige Frau. Erwarten Ew. Gnaden irgend wen?

Baronin.

Irgend wen? Nun ja! (sich besinnend.) Ich wollte sagen, ob nicht ein Mann wie ein Bauer oder dergleichen gekleidet, sich nach meiner Anwesenheit in diesem Gasthose erkundigt. Es ist ein Bote, den mir mein Gutspächter hierher senden wollte.

Zilli.

Sollte der Bote noch kommen, Ew. Gnaden, so soll er sofort zu Ihnen geführt werden. Hier gehts nach Ihrem Zimmer, gnädige Frau. (Auf die Seitenthür vom Zuschauer links zeigend.) Wenn Ew. Gnaden sich vielleicht entkleiden und ausruhen wollen. Ich werde inzwischen nach der Bagage sehen. (Ab zur Thüre rechts vom Zuschauer.)

Sechste Scene.

Baronin (allein.)

Er noch nicht hier! Es ist unbegreiflich! Mir ist so bang! Sollte ich mich in der Stunde geirrt haben, doch sie steht ja im Briefe. (Zieht einen Brief aus dem Busen und liest:)

Theure Baronin!
Süße Heloisa!
Edle, schöne, barmherzige Frau!

Du bist so eine milde, bleiche,
Melodisch süße Gultgestalt!
Du übst so eine wunderreiche
Seraphisch himmlische Gewalt!

Du bist der Anfang, bist das Ende
Von meinem Traum allnächtlich,
Und falt ich betend meine Hände,
Ach mein Gebet es steht für Dich!

(Sprechend.) Sehr weich, sehr gefühlvoll. Was mögen dem Herrn Grafen diese Ver's wohl gekostet haben! Sie steigen mir zu Haupte wie das Patschouly, mit dem das Rosenpapier, das goldgeränderte, das vergifmeinnichtgeschmückte dieser Epistel zum Hienbetäuben durchduftet ist.

(Lesend.) Ja! nicht für Sie allein hat es gefleht, meine Gnädige, auch um Sie, und der Engel der Milde, der auf Ihrer Lilienstern thront, hat Erhörung gewinkt. Sie versprochen mir ein Rendez-vous; doch machten Sie zur Bedingung, daß selbiges nicht in Wien stattfände, da, wie Sie zu scherzen beliebten, ein Stelldichlein mit einem notorischen Liedrian, als wie ich sein soll, zu Wien zu gefährlich sein möchte. Ich habe daher den Ihnen wohlbekannten Gasthof zum „goldnen Hirschen“ bei Laxenburg für morgen zu der Dertlichkeit ausersuchen, die für mich das Paradies trunkener Seligkeit werden soll. Eine Heßjagd in dem Park und den Forsten von Laxenburg, an der Theil zu nehmen ich nicht abschlagen konnte, führt mich obnehin in die Nähe dieses Ortes. Um der strengsten Diskretion die Ehre zu geben, werde ich in der Zeit von $\frac{7}{8}$ bis 12 Uhr Mittags als Bauer verkleidet er-

scheinen, um die zu sehen, die für mich den reinsten Typus weiblicher Anmuth und Schönheit bedeutet. Hat ein Herkules aus Liebesqual am Spinnrad Platz genommen, so kann auch ein Finckenstein, entbrannt von heißester Neigung, getrieben von süßestem, wenn auch schmerzlichsstem Verlangen, zum Bauer werden. Leben Sie wohl, edele Wittwe!

Ich ruf's in die klagende Brise.
Heloise! Heloise!

gezeichnet Graf Finckenstein.

(Sprechend.) Sehr schön, sehr galant, mein Herr Graf! — O über uns schwache Weiber, die wir uns immer und immer wieder so süßen Köder munden lassen, um den Stachel des Wiederhakens, an dem er hängt, nur um so schmerzlicher zu fühlen. — Doch sei es drum! Der Schritt ist gethan! Kann ich zurück?

Siebente Scene.

Baronin. Zilli.

Zilli.

Es ist alles hinaufgeschafft, gnädige Frau. Sieh jetzt, nachdem sich Freude und Ueberraschung bei ihr gelegt, im Zimmer umschauend.) Sieh! da ist er doch weggegangen, trotz meiner inständigen Bitten, der lieblose Bösewicht.

Baronin.

Wer denn, meine liebe Zilli?

Zilli.

Nun Finckenstein!

Baronin

(auf's Neugierde erlaunt.)

Finckenstein! Wie, Finckenstein war hier? (sich besinnend, zögernd.) Finckenstein? das ist ja ein komischer Name. Sage mir, liebe Kleine, wer ist denn nur dieser Finckenstein?

Zilli.

Nun, gnädige Frau, das ist ja der Müllergesell, mit dem Ew. Gnaden mich verloben wollen!

Baronin.

Und der heißt Finckenstein?

Zilli.

Alle Welt nennt ihn so in der ganzen Gegend; und die Leute sagen sogar, er habe viel Aehnlichkeiten mit dem bekannten Grafen Finckenstein, der so schön ist, und so liebenswürdig, der alle Frauen verführt und die Mädchen nicht minder.

Baronin (für sich.)

Welcher Argwohn, wenn er es wäre!

Zilli (naiv.)

Ich möchte auch wohl einmal diesen Herrn Grafen sehen, gnädige Frau. Wenn er doch einmal zu uns käme.

Baronin (eifersüchtig.)

Wirklich! Und warum das, mein liebes Kind? Was sollte er hier wohl bei Euch machen?

Zilli.

Nun gar nichts! Es ist bloß, weil er so hübsch sein soll, und ich sehe die hübschen Herren einmal gern!

Baronin (nach einer Pause.)

Sage mir mal aufrichtig und im Ernst, liebe Zilli: ist Dein Bräutigam, dieser Finkenstein, wie Du ihn nennst, aus diesem Euern Dorfe gebürtig?

Zilli.

Ach bewahre, bewahre, gnädige Frau! Er ist noch gar nicht lange auf der Mühle. Noch gar nicht lange ist es her, daß er hier fremd eingewandert, aber ich bin ihm von Anfang an gut gewesen, seitdem ich ihn zum ersten Male gesehen habe.

Baronin (für sich.)

Ich sehe, meine Ahnung, sie trügt mich nicht. (Aust mit dem Tone argwöhnischer Eifersucht.) Um Gott, Zilli! Sage mir! Rede! Wie sieht er aus? Wie ist sein Wuchs? Sein Gang? Seine Manieren? Sieht er ganz so aus; wie ein gewöhnlicher Bauerbursche? Oder hat er Etwas, was ihn vor den andern auszeichnet, ich will sagen, was ihn unterscheidet? Rede! Rede!

Zilli.

O! er sieht ganz anders aus; er ist weit hübscher, weit anständiger, als wie alle andern, hübscher als wie Jeremias, als wie Urias, als wie Jesajas, als wie Matthias, kurz, Ew. Gnaden, als wie alle Fas in dem ganzen Dorfe. Denn das müssen Ew. Gnaden wissen, alle Mannsbilder in der ganzen Gegend haben hier Taufnamen, die auf Fas endigen. Zacharias und Herodias und wie sie alle heißen. Das müssen sich die Leute wohl von den vielen Eseln, die hier auf den vielen Mühlen sind, so angewöhnt haben.

Baronin (zerstreut lächelnd.)

Leicht möglich. — Aber sage mir, mein Kind, macht sich Dein Finkenstein viel mit den jungen Mädchen zu schaffen?

Zilli.

Nun wahrhaftig! Da ist keine in der ganzen Gemeinde, der er nicht den Kopf verdreht hat.

Baronin (seufzend.)

Ach! ich glaub' es wohl! Nun und dieser Mann ist derselbe, mit dem ich Dich verheirathen soll?

Zilli.

Nun freilich, Ew. Gnaden! Ach, und es wäre das Schrecklichste, das Abscheulichste, was jemals auf diesem ganzen Erdenrund sich ereignen könnte, wenn es nicht geschähe. Bei meiner Seele, gnädige Frau, bei der heil'gen Mutter von Maria: hilf, ich wüßte meinem Leib schier keinen Rath; ich ginge, nur um von der Welt zu kommen, ins Wasser; ich spränge in die Donau! —

Baronin

(mit dem Finger drohend.)

Zilli! ich will doch nicht hoffen!

Zilli

(die Schürze vor'm Gesicht, schluchzend.)
Leider! Leider!

Baronin (für sich.)

Er ist es, der Verräther, daran kenn ich ihn, diesen Finkenstein; sie ist nicht die Erste, um die er Wochen, Monate lang alle Kunstgriffe erfunden und angewandt. (Aust) Unglückliches Kind!, Du wußtest nicht, was Du thatst! Du bist das Opfer eines elenden Verführers geworden, der an Frechheit und Unverschämtheit wohl schwerlich seines Gleichen finden dürfte. Dieser Finkenstein, liebes Mädchen, wird Dich nicht heirathen!

Zilli

(noch immer schluchzend und sich die Augen wischend.)
Wie? was sagen Ew. Gnaden? Mich nicht heirathen? Heilige Agnes!

Baronin.

Wenn nun der, den Du für einen simplen Landmann, für einen Müllergesellen hältst, Dich über seinen Stand nur in Täuschung gesetzt, und darin durch jenes Gewebe von Kunstgriffen, in welchen diese beutedurstigen, diese liebeunersättlichen jungen Herren nur allzugewandt sind, Dich listig erhalten? Mit einem Wort, wenn Dein Geliebter, Dein Bräutigam ein Graf wäre?

Zilli

(schreiend in höchster Ertause.)

Ein Graf! Ein Graf! so bin ich verloren?
— Aber (zu sich kommend.) wie wäre dies möglich!

Baronin.

Es ist möglich, Zilli!

Zilli (sich besinnend.)

Also ein Graf! — Ach, nun begreife ich, nun wird mir Alles klar, nun fällt mir ein Schleier von

den Augen. Dieses Gold, was der Bösewicht heute Morgen hatte, und die Kleider, die er unter dem Arme trug. Hier, Ew. Gnaden, hier diesen Louisd'or hat mit dieser Schwede, nein, dieser Graf, wollt ich sagen, vor nicht einer Stunde gegeben; er nannte den Louisd'or einen Schweden, und hatte noch 24 solcher Schweden, der Betrüger.

Baronin.

Begreifst Du nicht selbst, mein Kind? Wie sollte ein Bauer zu dem Golde kommen? Und er war eben hier, sagtest Du?

Zilli.

Vor wenigen Augenblicken. Ich hatte ihm geheißt, er sollte hier auf mich warten, bis ich zurückkäme, da ich noch mit ihm red'n wollte. Jetzt ist es freilich nicht mehr nöthig, da ich das weiß. Es scheint, daß er fortgegangen, als er Ew. Gnaden kommen hörte.

Baronin (nach einer Pause.)

Mein Kind, es bleibt kein Zweifel. Du bist und bleibst hintergangen, schmäblich verrathen und betrogen. Gewöhne Dich an den schmerzlichen Gedanken. — Und Niemand anders ist der Verräther als der hochgeborene Graf Finkenstein, der Günstling Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich, der Todfeind des päpstlichen Gesandten, der schönste, glänzendste und reichste Mann von ganz Wien.

Zilli (stotternd.)

Graf Finkenstein!?

Baronin.

(mit dem Ausdruck stürmischer Eifersucht.)

Er selbst, mein Kind! Der Schändliche er selbst! O über die Frechheit, mich in dasselbe Haus zu laden, das bereits ein Opfer seiner niedrigen Künste enthält! Aber ich räche mich: ich gehe in mein Zimmer; kommt er wieder, so schicke ihn zu mir. Ich werde mit ihm sprechen; ich werde ihn behandeln, wie er's verdient, der Schändliche, der schlechte Betrüger. Er und kein Anderer soll Deine Aussteuer bezahlen. — Ich habe noch rechtzeitig eine große Lehre bekommen, und rufe Weh über diese ganze Welt der abscheulichen Männer! (Als zur Thüre links vom Zuschauer. Als Zilli zur Thüre im Hintergrunde hinaus will, kommt ihr Tobias entgegen.)

Achte Scene.

Tobias, mit dem Hut auf dem Kopfe, etwas betrunken, tritt herein, die Melodie vom Liede vom Grafen von der Finkenstein pfeifend. Zilli, als sie ihn sieht, bleibt mit sichtbarern Aerger stehen.

Tobias (zur Seite.)

Nun, das Packet mit den Kleidern hätte ich in Sicherheit gebracht. Es liegt unter der Bank in der Kleienkammer. Es wird da zwar dies alles etwas Weniges staubig werden, aber es schadet nichts; ein gut Trinkgeld giebt's doch noch, wenn ich's dem Herrn wiederbringe. Gute Trinkgelder giebt dieser Mann, das muß man ihm lassen. (Sich zu Zilli wendend.) Ah sieh! da ist ja mein Käzchen, mein kleines Mäzchen, mein Zillichen!

Zilli (erbest.)

Ich bin weder Käzchen, noch Mäzchen, noch sonst etwas mehr für Sie, mein Herr Graf! Nur das will ich Ihnen noch sagen, Herr Graf, daß es zum Allermindesten nicht hübsch von Ihnen ist, mein Herr Graf, ein armes Mädchen, das Ihnen gar Nichts zu Leide gethan (schluchzend) auf so eine listige und abscheuliche Weise zu hintergehen, und sich hier so lange als Müller verkleidet umherzutreiben, bloß um mich Unglücksvogel recht ins Pech zu bringen. Und nun muß ich sterben, weil Ew. Gnaden mich doch nicht heirathen können! Sie abscheulicher Mädchenräuber, Sie schändlicher Verräther, Sie, Herr Graf! Sie, Sie sind ja ein Mörder, ein blutdürstiges Ungeheuer! Sie sind ja noch schlimmer, wie Blaubart! Aber warten Sie nur! Die Frau Baronin hat gesagt: sie würde Ew. Gnaden schon fassen, und eine Aussteuer sollten Sie mit schon bezahlen! Das wünsche Ew. Gnaden kein Regen ab! — Das habe ich Ihnen noch sagen wollen. Haben Sie mich verstanden, Herr Graf? (Schreiend.)

Tobias

(auf's Aeußerste erstaunt, zurückprallend.)

Wie? Was in aller Welt? Was meint die? Ist sie plötzlich verrückt geworden? Zilli! sag', ist Dir der Dunst des Weines, den wir getrunken haben, betäubend in Deine kleine Hirnschaale gestiegen?

Zilli

(fortfahrend im höchsten Eifer.)

Als wenn es nicht hübsche Damen und Mädchen genug in Wien gäbe, mit denen Ew. Gnaden charmiten können? Nein, da muß der Teufel Ew. Gnaden hier in den goldenen Hirsch führen, um so recht boshafter Weise uns arme Leute ins Malheur zu bringen! Hier auf's Land kommen sie nun gar schon, diese vornehmen Müßiggänger, diese blasirten Bummler, diese Wehrwölfe, diese Volksfeinde, diese Liedriane! — Psui! Psui! Herr Graf! —

Tobias

(noch immer im Erstaunen.)

Die Sonne der letzten Hundstage scheint in der That einen merkwürdigen Einfluß auf Dich ausgeübt, zu haben, Zilli!

Zilli (wie oben.)

Nun, das fehlt auch noch, daß Ew. Gnaden den Unschuldigen spielen! Nein, wahrhaftig! über so einen nichtsnutzigen, abscheulichen Grafen da steht ehrlichen Leuten der Verstand still! So eine vornehme Kravatur, die müßte unser Einer kaum mit Handschuhen anfassen! Aber ich hätte das nur früher wissen sollen, daß Sie Graf Finkenstein sind.

Tobias

(sich den Bart streichelnd, sich geschmeichelt fühlend.)

Wahrhaftig! gar nicht übel!

Zilli (fortschmetternd.)

Der Günstling Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers, Königs und Herrn von Gottes Gnaden —

Tobias

(immer mehr Laune gewinnend.)

In der That, ich muß gestehn! —

Zilli (wie oben.)

Der Erbfeind des Gesandten Ihrer Heiligkeit, des Herrn Papstes in Rom. —

Tobias

(sich in das Grafensspiel immer mehr hineindentend.)

Ah! bah! Hat gar Nichts zu sagen, Kleinigkeit! Neuester geringfügige Kleinigkeit! Dient nur zum Amusement!

Zilli (eifrig fort.)

Der schönste, der glänzendste, der verführerischste Herr in ganz Wien!

Tobias

(sich auf eine lächerliche Weise von oben bis unten besehend und sich das Gesicht streichelnd.)

Bitt schön! Bitt schön! bitte recht sehr, art'ge Kleine! Hm! Hm! Hm! (Vor Behagen grunzend.)

Zilli.

Das hätte ich alles früher wissen sollen; alle Hunde hätte ich losgelassen auf Ew. Gnaden; den Kastor, den Fidèle und den kleinen Seppel, und den Knecht hätte ich kommen lassen, den starken Ignaz, den sie jetzt zum Train eingezogen haben! Dieser Ignaz, der hätte Ew. Gnaden die Schleichigkeiten schon eintränken sollen mit dem Dreesflügel oder mit der Hundpeitsche! — Ew. Gnaden sind ein rechter Selliezopf! — Aber dieses Mal geht es Ihnen wahrhaftig nicht so ungerochen hin, mein Herr Graf! Meine Pathe, die Frau Baronin von Hochthal, will mit Ihnen sprechen; sie hat mir befohlen, sie zu rufen, wenn Ew. Gnaden kommen! Und da nehmen Sie sich nur in Acht, die wird

es Ihnen eintränken, das Verführen und das Charmieren, denn sie ist eben so wüthend auf Sie, als wie ich selbst, weil sie nun auf der ganzen Gotteswelt nicht weiß, was aus mir werden soll! — Und wenn Ew. Gnaden auch die Aussteuer bezahlen, wer wird mich denn noch nehmen, mich armes verirrtes Schäfflein! (Allmählich in Schluchzen übergehend.) Ach! du sel'ge Mutter von Mariahilf! und ich krieg keinen Mann! (Pause, in der sie schluchzt und die Schürze vor die Augen hält, dann plötzlich in Entrüstung mit den Füßen stampfend und die Hand gegen Tobias erhebend:) Und daran haben Sie Schuld, Sie gemeiner Leutebetrüger! Sie erbärmlicher vornehmer Bube! (Milder.) Ew. Gnaden! (Dies letzte Ew. Gnaden muß in komischem Kontrast zu den Schimpfnamen stehn: der unterwürfige angebotene Respekt und die natürliche Entrüstung.)

Tobias

(der nun halb begriffen und mit sich zu Rath gegangen, für sich.)

Nun, bei allen zwei und dreißig Winden, der Spaß ist nicht übel, obgleich mir das Ding noch nicht ganz klar ist. Gar nicht bitter! Die Frau Baronin hält mich für einen Grafen, für einen ganz natürlichen Grafen, für einen Grafen au naturel, wie wir — Grafen sagen. Sie hält mich für einen Grafen, ganz so wie ich diese meine Jacke für eine Jacke halte. Da giebt's ein vornehmeres Abenteuer zu bestehen. Köstlich! Himmlisch! Das ist Wind auf meine Mühle! Vorwärts Müller! Vorwärts! Stell deinen Flügel nach diesem Winde! (Plötzlich sein ganzes Weisen zu vornehmer abgeschmackter Geziertheit verändernd, mit schnarrender Stimme. — Laut zu Zilli:)

Nun, Du lieber, kleines, artiges Ding! Da ich denn einsehe, daß jede weitere Vorstellung, mein süßes Töchterchen, unnütz und fruchtlos sein würde, denn Du hast, wie wir zu sagen pflegen, den Hasen in seinem Lager attrapirt, (belacht seinen Wig.) so will ich Dir denn eingestehn, daß ich in That und Wahrheit der bin, für den Du mich, nach den Andeutungen der Frau Baronin von Hochthal, meiner intimen Freundin, erkannt hast, daß ich Graf Finkenstein bin. (Zutrauliche Herablassheit affektierend.) Vergieb mir, liebe Zilli, daß ich Dich hinterging! Deine Schönheit, Deine einfache natürliche Anmuth, sie nenne ich als Deine Mitschuldigen, und, wenn Du dies bedenkst, so wirst Du mich weniger strafbar finden. Auf einer Hatzjagd, die ich mit vielen Königen, Grafen und Spionen, nein, Baronen wollt ich sagen, ich ritt an diesem Tage meinen Schimmelhengst Abd el Kader, bei Larenburg abhielt, sah ich Dich durch den Wald

gehen: du einfaches, herziges Wesen, Dein wunderschönes langes Haar! Deine rothen Hände, nein, Wangen, Wangen, mein' ich: alles dieses und vieles andere fesselte mich mit unausstehlichem Zauber, nein, unwiderstehlichem wollt ich sagen. Da ich das anmuthvolle, bescheidene Weilschen nicht erpflanzen konnte, so mußte ich es pflücken. Und so entschloß ich mich, um Dir näher zu kommen, mich in der Bekleidung als Müller auf der Mühle zu verdingen, und die gutmüthigen Einfaltspinsel Jeremias, Jesaias und Urias sie wurden meine Kollegen. Alles andere weißt Du. Obgleich ich meine Rolle ziemlich gut spielte, bewog Euch doch die Bornehmheit, die mir anklebte, und die aus jedem Kleide meiner niedern Falte, nein, Gott ich versprech mich heut fortwährend, aus jeder Falte meines niedern Kleides blickte, mich Finkenstein zu nennen, und so im Scherz mir den Namen dessen zu geben, der ich wirklich war. (Immer mehr sich in den Grafen hineinspielend.) Aber sei getrost, Du schmachtende Kleine, unser Einer ist mächtig und reich. Unser Einer hat, wie man zu sagen pflegt, Einfluß und Kon — Kon (das Wort suchend) ja, Dings da, Konnexionen, wollt ich sagen. Und Reichthum und Kon — Kon (wieder stammelnd) Konnexionen, wie man zu sagen pflegt, haben schon Verwickelungen von weit ernsterer Statur, Natur, will ich sagen, gelöst, als in welcher Du Dich, mein Kind, dormalen befangen siehst. Geh nun, melde Unser Einen der Frau Baronin; sage ihr, ich würde sofort die Ehre haben, ihr aufzuwarten, nur so viel Zeit möchten Ihre Gnaden mir lassen, bis unser einer die Kleider angelegt, die dem hohen Range zukommen, den Unser Einer in der Welt einnimmt. Addio, kleines Täubchen! Addio! (Geht ab mit gespreizter, lächerlich farrirter Gravität zur Thüre rechts vom Zuschauer)

Neunte Scene.

Zilli, nachdem Tobias hinausgegangen, bricht in leises Schluchzen aus. Indem tritt zur Thür im Hintergrunde herein Graf Finkenstein, in einem Anzuge, der mit dem des Tobias übereinstimmt; auch ihre Körperlichkeit zeigt Aehnliches. Wie Tobias den Grafen affektirt, so affektirt Finkenstein den Bauer.

Finkenstein.

(Zilli erblickend, und sie mit Kenneraugen betrachtend — Für sich.)

Mordieu! welch anmuthiges, frisches Kind. Fein gebaut, gar nicht übel. Ich will sterben parole d'honneur, wenn ich nicht eingestehen muß, daß sie mir fast noch besser behagt, als meine Baronin, die bei allen ihren Reizen und bei all' ihrem Minaudiren doch schon etwas sur le retour ist. Diesen goldenen Hirschen notice ich in mein Album:

j'y reviendrai un beau matin! — (den Bauer spielend. — Laut.) Aber sage Sie mal, Sie kleines Jungferle, warum lamentirt Sie denn so, warum heult Sie denn gar so gottsjämmerlich, Sie niedliche Hexe?

Zilli

(sich die Augen abtrocknend, weinerlich.)

Ah verzeiht mir, mein lieber Mann, daß ich hier so steh' und weine. Ich sah Euch nicht gleich in meinem Jammer und Herzeleid. Gewiß wollt Ihr einen Seidel Heurigen trinken, oder bloß ein Gläschen Zwetschenbranntwein.

Finkenstein

(das Bauerspielen vergessend.)

Seidel oder Gläschen, wie Du willst, mein Engel. Aber zuvor, mein süßes Schäschen, mußt Du mir erzählen, warum Deine beiden himmlischen Augensterne mit Wolken überzogen sind, aus denen solch ein heißer Thränenguß strömt?

Zilli

(noch immer weinerlich.)

Ihr könnt mir ja doch nicht helfen, mein lieber Mann.

Finkenstein (Feuer fangend.)

Wer weiß nicht, mein Täubchen? Ich fühle vom ersten Augenblick, da ich Dich sehe, solch ein warmes, unwiderstehliches Interesse für Dich, daß ich Dir gestehen muß, ich könnte alles für Dich thun!

Zilli

(rasch und freudig in die Hände schlagend.)

Was? Alles für mich thun, mein lieber Mann? Auch mich heirathen?

Finkenstein (überrascht.)

Sacrebleu! Mein Kind, Du verlangst aber auch gleich das Fabelhafte, das Unerhörte. — Heirathen! Nun, wird sich finden. Aber vor allen Dingen theile mir mit, warum Du gar so traurig bist?

Zilli (ihn anblickend.)

Wenn Ihr mir verspricht, es niemand wieder zu sagen, so will ich Euch mein Elend erzählen. Ihr seid ein hübscher Mann, ich habe Zutrauen zu Euch, und Ihr werdet mich nicht verrathen. Aber sagt mir, wo seid Ihr denn her, mein lieber Freund, und wo wollt Ihr denn hin?

Finkenstein

(sie routinirt um den Leib fassend und an sich drückend.)

Liebes, kleines Mädchen! Die lieben, nassen Augen! — Wo ich her bin, fragst Du, mein himmlisches Herzchen? Weit bin ich her, weit komm ich über die walisischen Berge.

Zilli

(voll naiver Vertraulichkeit.)

Nun denn, mein lieber, hübscher, walisischer Mann, so will ich Euch denn erzählen, was mich bedrückt, was diese Thränen aus meinem Auge löst. (Mit gereiztem Seufzen.) Ach! so wie ich, so ward noch kein Weib verrathen, so ward noch keiner mitgespielt.

Finkenstein.

Nun, da bin ich doch neugierig! Wer hat Dich verrathen, wer hat Dir mitgespielt? Du thust doch auch gar zu lamentabel!

Zilli.

Todt, gleich todt könnt ich mich weinen. Ja und der Verräther, der Leuteverderber, mein lieber Mann, ist kein gewöhnlicher, kein gemeiner Verräther; das ist so ein abscheulicher, so ein recht ausgesucht nichtsnutziger, so ein verbummelter, bösarziger und hinterlistiger und ganz verächtlicher Herr von Stande.

Finkenstein (überrascht.)

Ein Herr von Stande?

Zilli (keifend.)

Ja wohl, ein Herr von Stande! Aber sie sollen mir nur noch einmal kommen, diese Herren von Stande. Und noch dazu war dieser Herr von Stande des Kaisers von Oestreich bester Freund. Und noch dazu war dieser unanständige Herr von Stande ein Graf. Der Kaiser könnte sich auch bessere Freunde wählen, als solche unanständige Herren von Stande und solche ungräßliche Grafen.

Finkenstein (sehr überrascht.)

Ein Graf! Und irrst Du Dich auch nicht, liebe Kleine?

Zilli

(kopfnickend, ihm rechthaberisch nachspottend.)

Nein, ich irre mich gar nicht, ich liebe Kleine! Es ist ein Graf, mein lieber walisischer Mann!

Finkenstein (erstaunt.)

Nun, und wie heißt er denn, dieser Graf?

Zilli.

Wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt: Finkenstein heißt der abscheuliche Kerl.

Finkenstein.

Finkenstein?! Es ist nicht möglich!

Zilli (heftig keifend.)

Ja doch, Finkenstein! Absolut Finkenstein! Und wenn Ihr Euch auch wundert bis an den neuen Graben, oder bis in die Pechhütte, er heißt

doch Finkenstein! Finkenstein! Finkenstein! Finkenstein! sag' ich Euch. (Mit dem Füßen stampfend.)

Finkenstein.

Und wenn Du auch noch so böse wirst, liebe Kleine, ich gebe Dir doch mein Ehrenwort darauf, daß Graf Finkenstein Dich nie gesehen, Dich nie gekannt hat, (für sich) wenigstens bis heute nicht. (laut) Finkenstein ist weit von hier!

Zilli (heftig schreiend)

Weit von hier! Weit von hier! Nun, das fehlte mir gerade noch! Weit von hier! Seh mal einer! Hier im Dorfe hat er sich eingenistet, sage ich Euch. Verkleidet bummelt er hier umher, der hochadeliche Müßiggänger, und was nur an Schlechtigkeit zu erdenken und zu ersinnen ist, das thut er, der schlechte Mensch. Er würfelt und trinkt, und scharwenzelt bei den Mädchen umher den lieben, langen Tag. Auf der Mühle haben sie ihn kaum brauchen können, diesen elenden Müller, diesen erbärmlichen Grafen, diesen nichtsnutzigen Finkenstein. Aber er wird wohl den Mühlenmeister brav gespielt haben und die dicke Anne Marie. (Macht die Pantomime des Geldzahlens.) Denn die dicke Anne Marie, müßt Ihr wissen, die führt Euch das Kommando auf der Mühle, die hat sie Euch alle im Respekt, das muß nur so sein; und wenn Ihr auf der Mühle wissen wollt, woher der Wind weht, so braucht Ihr bloß die dicke Anne Marie anzusehen, wo die grad steht, da kömmt der Wind her. Justament daher! Verstanden?

Finkenstein.

Laß Deine Mühle und Deine dicke Anne Marie, mein Kind, mit sammt ihrem Winde, sprich lieber, wer Dir denn eigentlich gesagt hat, daß jener Verkleidete, der Dir so viel Leid zugeführt, wirklich Graf Finkenstein sei?

Zilli

(noch immer heftig.)

Wer mir's gesagt hat? Nun, meine Pathe, die gnädige Baronin von Hochthal hat es mir gesagt!

Finkenstein.

Die Frau Baronin von Hochthal hat Dir's gesagt! Seltsam und unbegreiflich. Und die Frau Baronin ist Deine Pathe, und sie ist schon hier?

Zilli.

Seit einer Stunde etwa.

Finkenstein.

Da bitte ich Dich, mich ihr zu melden, ich habe etwas an sie zu bestellen.

Zilli.

So seid Ihr vielleicht der Bote ihres Guts-
pächters, den sie hier erwartet?

Finkenstein.

Ganz recht, der bin ich. Daß ich über die
wallfischen Berge gekommen, sagte ich nur im
Scherz zu Dir, um desto eher Dein Vertrauen zu
gewinnen. Geh nur jetzt und melde mich der Baro-
nin, vielleicht vermag sie das bis jetzt unbegreif-
liche Räthsel zu lösen.

Zilli

(zum Gehen gewendet wieder zurücktretend.)
Da kommen Ihre Gnaden schon selbst.

Dehute Scene.

Die Vorigen. Baronin zur Seitenthür links
vom Zuschauer hereintretend.

Zilli

(küßt der Baronin die Hand.)

Ah, mein lieber Heiland! Wie dank ich Ew.
Gnaden doch so schön dafür, daß Sie mir die Au-
gen über den schlechten Menschen geöffnet. Er hat
mit es nun selber eingestanden, er ist wirklich der
Graf Finkenstein.

Baronin.

Ich wußte es wohl (streng.) Laß uns allein,
Zilli. (Zilli ab.)

Eilfte Scene.

Vorige ohne Zilli.

Finkenstein.

Meine gnädige Frau!

Baronin.

(Mit übergeschlagenen Armen ihn stolz fixirend. Höhnisch,
im Tone gereizter Eifersucht.)

Nun, mein Herr! ich dünkte, daß Sie nun
selbst beurtheilen könnten, ob ich Recht oder Unrecht
gehabt, wenn ich so lange zögerte, Ihren Schwü-
ren und Vorspiegelungen zu trauen. Der Zufall
hat sie entlarvt, mein Herr Graf. Sie hatten die-
ses Mal das Spiel doch zu plump gemischt, und
trohten allzusehr auf die Gunst Ihres Liebessternes.
Pfui, über Sie und Ihre namenlose Frechheit!
Sie haben Sich nicht betragen, wie ein Edelmann,
wie ein Graf, mein Herr. Sie handelten als Mann
ohne Ehre, ohne Rücksicht. Denn wahrlich, die

Zuversicht, mit der Sie mich nach demselben Hause
bestellen, das schon ein Opfer Ihrer höllischen
Buhlerkünste enthält, dürfte in den Annalen der
schönen Welt ohne Beispiel sein. Aber darum
handelten Sie so, daß, wäre ich zufällig nicht ge-
kommen, es Ihnen nach der angreifenden Heßjagd
doch nicht an angenehmem Zeitvertreib gebrähe.

Finkenstein (ironisch).

Es ist in der That sehr erfreulich, meine
Gnädige, daß Sie es wissen, warum ich so gehan-
delt, denn ich selbst — ich weiß es nicht. Ich
meine aber, es wäre das Beste, wir verständigten
uns: denn in der That, ich bin nicht hierher ge-
kommen, um Charaden oder Logogryphen zu lösen.
Daß mir hier aufgegebenes Räthsel scheint mir denn
doch so dunkel, daß ich selbst den Versuch nicht
wagen möchte, es jemals errathen zu wollen.

Baronin.

Herr Graf, zunächst glaube ich, daß es sich
sehr wohl für Sie geziemen möchte, wenn Sie die-
sen höhnischen herausfordernden Ton ablegten. Sie
wissen in der That nur allzuwohl, was ich meine,
und es kann durchaus von keinem Räthsel die
Rede sein.

Finkenstein.

Ja, ich weiß in der That so wohl, was Sie
meinen, daß es mir, seitdem ich dies Haus betreten,
vorkommt, als sähe ich in einer Loge des Burgthe-
aters und sähe den zweiten Akt der „Komödie der
Irrungen.“

Baronin

(wie phantastisch.)

Das ist der Lohn für meine Liebe, meine Hin-
gebung. Welche Seligkeit habe ich von dieser
Stunde geträumt! Welche Kränze sollten mein Haupt
schmücken! Welche Blumen aus diesen Boden
sprießen! Statt des Glückes finde ich Thränen,
die um Sie geweint werden, Thränen in dem Auge
Ihres Schlachtopfers. Statt der Wonne wird
mir Kunde von schwarzem schändlichen Verrath,
von einer Verführung, die ein Bube ausgeübt, und
dieser Bube sind Sie, mein Herr! Ein frecher
Bube!

Finkenstein.

Frau Baronin, es ist stark! doch ich verzeihe
Ihnen, scheint doch so ein Ariel oder ein Oberon
augenblicklich eine himmverrückende Zaubermacht auf
Sie auszuüben. Bei meiner adlichen Ehre, ich be-
greife nicht, was Sie von mir wollen, was jene

Kleine mit ihrer Leidensgeschichte von mir gewollt hat. Böse Geister walten über diese Stunde. Bis jetzt glaubte ich mich stark in der Kunst, Mystifikationen zu arrangiren, aber heute überreiche ich die Palme Ihnen. Nach dem Spiele, das Sie heute mit mir gespielt, gebührt sie Ihnen.

Baronin

(zur Thür hinausrufend.)

Nun, so sollen Sie denn erröthen! Komm herein, Zilli, wiederhole mir, was der Verräther, der Verführer zu Dir gesagt hat.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Zilli.

Zilli.

Was der Verräther, der Verführer zu mir gesagt hat? Nun, er hat es mir eingestanden: er wäre der Graf Finkenstein.

Baronin.

Hören Sie es, Herr Graf!

Finkenstein (ungeduldig.)

Was zum Donner? Was habe ich Dir eingestanden? Was willst Du von mir?

Zilli (verduzt.)

Von Euch, von Euch will ich gar nichts, mein lieber Mann, Ihr habt mir gar nichts eingestanden. Was sollt Ihr mir den eingestehen? Ich kenne Euch ja gar nicht.

Distichen.*)

Popularität.

„Populär sein wollen! — gemein sein müssen,“ so nennst Du's,
D ich meine, Du bist lange bereits populär.

Genial.

Dunkelerglühende Phrasen und holprig verrenktes Ge-
verste,
Braue Dein Hirn, und die Welt schimpft Dich ge-
wisß genial.

Einem Christlichen.

Christlich werde das Schauspiel, und Christlich jedweder
Fragöde,
O! von der Kanzel zuerst rufe die Nimen herab!

*) Aus Adolf Böttgers neuen „Gedichten.“

Finkenstein.

Aha, ich merke! Die Charade, Frau Baronin, ist so schwieriger Natur, daß Sie in Ihrem Eifer, die Verwicklung recht unlöslich zu knüpfen, selbst den Schlüssel zur Lösung verloren zu haben scheinen. Sie haben sich in Ihrem eignen Labyrinth verirrt, und kein wegweisender Ariaden-Faden bietet sich dar.

Baronin

(sich an den Fingern nagend.)

In der That es scheint so. — Aber so bitte ich Dich doch, Zilli, sage mir, wer ist denn nur jener Verräther, über den Du Dich unlängst so bitterlich schluchzend und heulend beklagtest?

Zilli.

Nun, wer wird's denn sein! kein anderer ist es, wie Sie mir ja selbst gesagt haben, gnädige Frau, als der große Herr, der gute Freund Sr. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers, der sich auch einen bessern Umgang wählen könnte, unter uns gesagt: der Feind Sr. Gnaden des päpstlichen Gesandten; mit einem Worte, aller anderen Qualitäten zu geschweigen, Graf Finkenstein, der abscheuliche Mädchenjäger!

Finkenstein.

Da wär' ich doch bei meiner Ehre neugierig, Sr. Gnaden, diesen Herrn Grafen Finkenstein, etwas des Nähern kennen zu lernen.

Zilli.

Dies Vergnügen, lieber Freund, könnt Ihr haben, denn hier kommt er selbst, und zwar in vollem Kostüm.

Motto.

„Modisch, pikant und gesucht!“ — Ihr nennt euch Befenner Apollon,
Fürchtet den rächenden Gott, wenn er den Bogen ergreift

Den Orthodoxen.

Wunder verlangt ihr zu schaun, wie Wasser in Wein
sich verwandelt —
Seht doch das Weilchen im Thal, ist es nicht Wunder genug?

Dichterloos.

Lebend verkümmert als Null, mit Achselgezucke verhöhnt
selbst;
Nach dem Verhungern jedoch unter die Steine ver-
setzt.

Geschäftige Sorge.

Bang um den Himmel besorgt im Jenfelts, macht ihr
die Erde
Euren Gefährten und auch rastlos zum höllischen
Pfehl!

Journalismus.

Freue Dich, Jünger Apolls! Dein Epos erwähnt das
verbißne
Kritische Männlein, es spricht anderthalb Zeilen
von Dir.

Mehr nicht erheische von ihm, flugs gehn ja die Bücher
zum Trödler,
Unaufgeschnitten und neu zahlt er den doppelten
Preis.

Kunstziel.

Laß Dir leuchten die Sonne des vorwärtsschreitenden
Gleichmuths,
Herzen ja thaut sie, sie thaut Prachtdiademe von
Schnee.
Willst Du begegnen dem Reide so zeige zu jeglicher Stunde
Schönere Blüten der Kunst seinem gehässigen Blick.

Bücherschau.

Volkskalender für 1854. Herausgegeben von W.
Haring (Willibald Alexis.) Berlin Verlag
von E. Barthel, 1854.

Die Volkskalender mehrten sich zusehends —
und sogar einer unserer ältesten, erprobtesten und
talentvollsten Belletristen, der deutsche Walter Scott:
Willibald Alexis ist für dieses Jahr an die Spitze
eines solchen „populären“ Unternehmers getreten.
Der Ton, der dabei eingehalten wird, ist ein durch-
aus ernster und würdiger; unter andern erhalten
zwei große Todte der Letzzeit, Leopold von Buch
und Ludwig Tieck einen sinnigen Nekrolog. Neben
dem Tribut, welcher der Auswanderung, wie dem
Handel und Wandel entrichtet werden muß, finden
sich Bilder aus der vaterländischen (preussischen) Ge-
schichte, wie der Herausgeber öfters geliefert hat.
Auch Ferdinand Schmidt, der wohl und be-
stens bekannte Dichter für die Jugend, hat Beiträge
geliefert.

Da der Inhalt bunt und mannichfach, die
Ausstattung (von der zeichnenden Kunst unterstützt)
sehr nett und der Preis billig ist, scheint uns den
Ansprüchen an ein solches Unternehmen genügt und
dasselbe empfehlenswerth zu sein.

R. R.

Gedichte von W. Clemen. Bielefeld, bei Vel-
hagen u. Klasing, 1853.

Auf unsere jüngere und jüngster Lyrik litt be-
kanntlich das Goethische:

„Bunte Blumen malvenähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor,
Der Natur ist's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor!“

(Faust, zweiter Theil) nur mehr als zuviel An-
wendung. Die Glanzperiode der Lovely-Poesie
scheint jetzt vorüber, die unverfälschten Naturlaute
gelangen wieder zu ihrem Rechte. Solche sprechen,
freilich hier und da mit Mißtönen unterlaufen, in
dem vorliegenden Bändchen Was W. Clemen in
den „Erfordernissen“ vom Dichter verlangt:

Erstens Freiheit! Frei im Freisten
Reimt und blühet der Gedanke;
Schönes wollen, Großes leisten,
Eri beschränkt durch keine Schranke!
Alles Gole im Gefange
Fließt aus freibewegter Brust,
Doch vor jedem fremden Zwange
Rehrt in sich die schöne Lust.

Zweitens Wärme! sanftes Feuer
Lobert durch die kalten Glieder,
Alles Enge dehnt sich freier,
Wo der Todte athmet wieder;
Wie die wunderbare Sonne
Blüten ruft an jedem Ort
So erblüht an eurer Wonne
Schön und leicht des Dichters Wort!

besitzt er; schöne, wenn auch nicht blendende Gedan-
ken, Formgewandtheit, kecke gute Einfälle, ein höchst
glückliches Naturell überhaupt finden sich in seinen
Liedern. Eben darum muß auch die Aufnahme
manches Gedichtes von weniger als zweifelhaftem
Werthe beklagt werden. Wir wollen dieselben nicht
näher bezeichnen, denn nach seinem Wahlspruch:

Noch frei von Pfaffenunverstand,
Das Herz zum höchsten Richter,
So wie er kam aus Gottes Hand
Der Mensch, das ist der Dichter!

wird sie der Verfasser leicht selbst herausfinden.



Feuilleton.

Literatur und Poesie.

Lenau's Biographie. Bekanntlich sind in der letzten Zeit mehrfache Beiträge zur Biographie des unglücklichen Dichters Nicolaus Lenau erschienen. So unter andern von Carl Mayer, Emma Niendorf (Frau von Sukow) u. Jetzt beabsichtigt der Wiener Dichter L. A. Frankl ein Werk über Lenau zu liefern, von dem man sich Neues und Bedeutendes versprechen zu können glaubt. Das Material, in dessen Besitz er sich zu dem erforderlichen Zwecke gesetzt hat, soll sehr reichhaltig sein.

Musik und Theater.

Hector Berlioz. Ein neuer geistreicher Artikel des unsern Lesern wohlbekannten Hoplit in Brendels „Neuer Zeitschrift für Musik“ enthalten, verbreitet sich über den vom deutschen Philistertum so gefüchteten und gehaßten Hector Berlioz. Leider ist unser Raum zu beschränkt, um ihn vollständig mittheilen zu können, wir begnügen uns einige charakteristische Stellen auszuheben, die freilich ein ganz anderes Licht auf den genialen Mann werfen. Hoplit sagt: „die deutsche Musik besitzt Keinen, der mit Berlioz zu vergleichen wäre — aber wir haben in unserer dramatischen Literatur eine Erscheinung, die mich immer an Berlioz erinnert hat, — Gräbe. Bei Beiden finden wir dasselbe Stürmen und Drängen nach dem Höchsten, ohne je zum ruhigen künstlerischen Abschluß gelangen zu können; bei Beiden jenes Ringen nach dem dramatischen Ausdruck, ohne ihn doch in seiner ganzen Klarheit gewinnen zu können, weil Maß im Inhalt, und Maß in der Form eben Etwas ist, das Beiden versagt war. Wäre ihnen auch noch dieses „Sichbeschränken“ verliehen gewesen, so wären sie die größten Erscheinungen der letzten Decennien geworden.

So aber sind sie zwar nicht die größten, wohl aber die merkwürdigsten Geister der dreißiger und vierziger Jahre. Beiden Genie's ward auch das gleiche Schicksal, nicht nur unverstanden, sondern fast unbekannt zu bleiben, weil sie nie einen Boden gewinnen konnten, um ihre Werke praktisch zu erproben und zu verbreiten. Gräbe konnte

nie auf die Bühne gelangen, Berlioz gelang es nie, in den Concertsaal zu dringen; die Werke Jenes wuchsen unter seinen Händen über die Bühne hinaus — die Werke dieses sind dem Concertsaal alten Styles schon in der Geburt entwachsen, und doch für die Bühne nicht geschaffen. So blieben die dramatischen Werke Gräbe's, gedruckte Dramen — ein zweideutiges, sich selbst und seiner Bestimmung widersprechendes Wesen.

Berlioz Werke, mit ihrer Schwierigkeit der Ausführung, mit ihrer greßartigen Orchester-Polyphonie und rein instrumental concipirten Klangwirkung, blieben, selbst gedruckt, dem großen Publikum nur um so mehr unverständlich, weil sie dem Clavier-Arrangement entweder absolut widerstreben, oder doch dadurch fast alle beabsichtigte Wirkung verlieren. Die Folge davon war, daß nur der geringste Theil der Berlioz'schen Werke, und unter diesen bis jetzt nicht die bedeutendsten, arrangirt wurden. Der Einfluß der Clavierauszüge auf das große Publikum der Dilettanten ist aber außerordentlich mächtig. Wir wagen ohne Weiteres den Satz auszusprechen: daß nur der Componist in Deutschland populär werden kann, dessen Werke sich dem künstlerischen Zwange der Clavier-Arrangements beugen! Berlioz konnte oder wollte sich dieser Macht nicht beugen — und der Dilettantismus rächte sich für diese Mißachtung seiner Massengewalt — denn er bildet ja das „Publikum,“ — dadurch daß er Berlioz ignorirte! —

Wenn Berlioz die Schicksale seiner Werke uns erzählen wollte, — eine wahre Passionsgeschichte voll der schmerzlichsten und tiefsten Künstlerleiden — er müßte sie mit seinem Herzblut niederschreiben! Berlioz ist aber Franzose — er besitzt eine Elasticität des Geistes, eine Lebensfrische, ohne Weltweh und Blasirtheit, die dem Deutschen fehlt; und er besitzt eine „Persévérance“ — die eines Mucius Scävola würdig ist. Er hält seit 20 Jahren sein eigenes Fleisch und Blut in die Flammen, welche der Fanatismus und Unverstand entzündet haben, um ihn zu vernichten — er leidet, ohne zu klagen, und sein Geist arbeitet dabei fort und fort an der ihm auferlegten Mission: der Welt das Beispiel einer edlen, reichen und hochstrebenden Künstlernatur zu geben, die trotz aller Verkennung und Verspottung ihre Bestimmung erfüllt, und trotz aller Leiden doch nie erlahmte.

Ein Deutscher wäre dabei längst zu Grunde gegangen. Er hätte sich längst erschossen, oder wäre — Bierbrauer geworden, wenn er nicht an der Schwindsucht gestorben wäre. Aber eben die

Consequenz und Ausdauer, die nur dem Genie eigen ist; und diese Fähigkeit und Elasticität des Geistes, die zu den seltensten und gefährlichsten Gaben gehört — weil sie nur den Prometheus-Naturen eigen ist — das ist es, was den deutschen Philister gegen Berlioz so in Wuth versetzt. Die beschränkten Köpfe können das absolut nicht fassen, wie man eine Idee, ein Ziel verfolgen kann, ohne ein praktisches Resultat und einen wirklich lohnenden Erfolg vor sich zu sehen oder — ohne dabei zu unterliegen. Sie sind so sehr an die hundert Opfer gewöhnt, welche dem Moloch der Alltäglichkeit in Deutschland jährlich hingeschlachtet werden, an die Opfer jener „verunglückten“ Genie's; jener am Gnadenbrod dahinstarbenden Schauspieler; jener musikalischen Talente, die als Musiklehrer zu Grunde gehen — daß eine Natur, wie Berlioz, welche da nicht unterliegt, wo hundert Andere verrückt geworden sind — für den Philister nothwendig „ein Narr“ sein muß!

Vermisches.

Unsere Nahrungsmittel. Leben ist Stoffwechsel! — lautet bekanntlich der von uns schon oft besprochene Satz Jacob Maleschott's. Auch die Nahrungsmittel, die wir zu uns nehmen, versetzen sich in neue Substanzen, sie werden Blut; aus dem Blute bilden sich feste Körperbestandtheile; diese nutzen sich ab und verfallen, und während sie durch neuen Nahrungsstoff aus dem Blute ersetzt werden, gehen die Produkte ihrer Zersetzung auf verschiedenen Wegen aus dem Körper. Das ist der Kreislauf des Lebens.

Das Blut übernimmt die Vermittelung zwischen den Bestandtheilen der Nahrung und denen des Körpers. Zur Verdaulichkeit eines Nahrungsmittel gehört zweierlei: einmal müssen seine Stoffe sich leicht in den Verdauungsflüssen auflösen, damit sie dem Blute als Speiseflast zugeführt werden, andererseits müssen sie den Stoffen, aus denen das Blut besteht, sich assimiliren. Zur Nahrunghaftigkeit von Speisen und Getränken gehört außerdem, daß sie eine reichliche Menge aus den Stoffen des Bluts enthalten, und zwar in derselben oder mindestens in ähnlicher Mischung.

Welches sind nun die Bestandtheile des Bluts, die wir in den Nahrungsmitteln auffuchen müssen und die wir in verschiedenen Verwandlungen wiedererkennen in unsern festen Körpertheilen? Ziemlich vier Fünftel des Bluts sind einfaches Wasser; das letzte Fünftel besteht meist aus Eiweiß und aus eiweißartigen Körpern: Faserstoff und Blutkugeln; nur in sehr geringen Bruchtheilen sind Fette und Salze im Blute vorhanden.

Das Blut kann keinen dieser Bestandtheile

entbehren und wir müssen sie ihm durch unsere Nahrung zuführen. Wasser enthalten die meisten unserer festen Speisen in großer Menge, und wo es fehlt, trinkt man es nach. Die Hauptsache, auf die wir bei der Wahl unserer Nahrungsmittel zu achten haben, ist die, daß sie viel Eiweiß oder eiweißartige Körper enthalten. In weit geringerer Menge bedürfen wir in ihnen des Fettes oder der sogenannten Fettbildner, d. h. der Körper, die bei der Verdauung zu Fett werden (z. B. das Mehl der Getreides und der Kartoffeln). Ebenso bedürfen wir auch der Salze. Aus dem Eiweißartigen bilden sich später unser Muskelgewebe und die hornartigen Bestandtheile unseres Körpers: Haut, Haare, Nägel u. dergl. Das Fett vertheilt sich fast überall im Körper; ein Theil desselben wird vom Sauerstoff, den wir einathmen, verbrannt und erhält so die Lebenswärme; ohne Fett hätten wir kein Gehirn. Salze dienen zum Aufbau der festesten Körpertheile; die Knorpel enthalten viel Kochsalz und phosphorsaurer Kalk giebt unserm Knochengestütz den Halt und die Tragbarkeit. Noch einige mineralische Stoffe in unsern Nahrungsmitteln sind für unsern Körper nothwendig: Schwefel für die Horntheile, Eisen als rother Farbstoff im Blute, ohne Phosphor endlich kein Gedanke, denn das Hirnfett bedarf unabwieslich eines Phosphorgehaltes, womit noch nicht gesagt ist, daß Denken gleich Phosphor sei.

Diese Vorkenntnisse müssen wir haben, ehe wir an der Hand Maleschott's zu einer Kritik der Nahrungsmittel übergehen. Als nahrhafteste Speise steht das Fleisch oben an, denn es enthält die reichste Menge der Stoffe des Bluts, und zwar in verwandter Mischung. Seine Verdaulichkeit nimmt zu, je mehr Eiweiß es enthält. Dies ist es, was jungem Fleisch den Vorzug vor altem giebt und was das Fleisch der Hühner selbst vor dem der Enten empfiehlt. Wenn man Fleisch in siedendes Wasser legt, so gerinnt das Eiweiß und duldet nicht, daß die löslichen Nahrungsstoffe aus dem Fleisch herausquellen; zugleich verwandelt sich der Faserstoff zum großen Theil in einen andern, leicht löslichen Stoff. Ein ähnlicher Proceß geht beim Braten vor. Deshalb sind diese beiden Formen von Fleischspeisen die nahrhaftesten und verdaulichsten. Legt man aber Fleisch erst in kaltes Wasser und läßt es mit demselben kochen, so löst sich die große Menge der Nahrungsstoffe ab und nur der Faserstoff bleibt im harten, schwerlöslichen und deshalb schwerverdaulichen Zustande zurück. In diesem Falle ist nur die kräftige Brühe zu empfehlen. Dies sind Erfahrungen, die jede Hausfrau längst gemacht hat und die die Wissenschaft in neuerer Zeit nur zu sehr bestätigt und begründet hat zum Schrecken aller Hausfrauen und Köchinnen; denn die Männer wollen seit Liebig und Maleschott in

den Küchenzettel beständig mithineintreden und sehen in allen ihnen vorgesezten Speisen nur werthlosen Faserstoff!

Nächst dem Fleisch und den Eiern ist das Brot wegen seiner Nahrhaftigkeit hervorzuheben, obwohl dieselbe im besten Falle doch nur zwei Drittel von der des Fleisches beträgt. Der wichtigste Nährstoff im Brot ist der Kleber oder Pflanzenleim, ein eiweißartiger Körper, der um so reicher im Getreide entsteht, je mehr Ammoniak (Salmiakgeist) der Dünger enthält. Am meisten davon findet sich im Weizen, dann im Roggen, am wenigsten in Reis und Mais. Jedenfalls ist er in keinem Getreide und in keinem Brote — im Vergleich zur Blutzusammensetzung — stark genug vertreten dem fettbildenden Stärkmehl gegenüber. Das Stärkmehl verwandelt sich schon beim Backen theilweise in Gummi und Zucker; diese Verwandlung setzt sich bei der Verdauung noch weiter fort, der Zucker wird durch Einwirkung der Galle zu Milchsäure, diese zu Buttersäure und diese endlich zu Del und Fett, die ins Blut und von da in die festen Körpertheile übergehen. Zwei Mängel sind beim Brot. Einmal führt es dem Blut zu viel Fett im Verhältnis zum Eiweiß zu; trockenes Brot, übermäßig genossen, stopft mehr als es nährt, und dann bedarf es erst einer Menge von Verwandlungen des Stärkmehls, ehe es als Fett dem Blute sich assimilirt; dies ist dem Begriff der Leichtverdaulichkeit zuwider. Um das Letztere zu beseitigen, bestreiche man das Brot — nur nicht allzu reichlich — mit Butter; diese fördert die Verwandlungsprozesse und um die volle Nahrhaftigkeit zu erreichen, fördert außer Butter in der That noch Käse; denn Käsestoff ist ein eiweißartiger Körper. Ohne Chemie hat der Instinkt des Menschen, wie so oft der Instinkt der Thiere, hier Das gefunden, was ihm heilsam sei.

Verdaulicher als Brot und fast so nahrhaft als Fleisch sind die Hülsenfrüchte: Erbsen, Bohnen, Linsen, wegen ihres starken Eiweißgehaltes. Sie verdienen den Namen „Trost der Armen“ mehr als die Kartoffeln, in denen Fettbildner und Eiweiß gerade im umgekehrten Verhältnis wie im Blute vorhanden sind. Kartoffeln sind schwer verdaulich und wenig nahrhaft. Anstatt ihrer sollten Hülsenfrüchte unsere Felder bedecken und den Armen eine wohlfeile und zugleich kräftige Speise sichern. Jedenfalls darf man Kartoffeln nie in Brunnenwasser kochen, weil sie durch den Kalk hart und schwer verdaulich werden; am zuträglichsten sind sie in Suppenform. Ein Gericht von Fischen wird wegen seines Phosphorgehaltes als vorzügliche Hirnnahrung gepriesen. Gemüse und Obst enthalten nicht gerade viel Nährstoff, aber sie fördern durch ihre Säuren und

Salze die Verdauung und durch Auflösung der festen Speisebestandtheile verdünnen sie das Blut. Das deutschbeliebte Sauerkraut ist in der That als das zweckdienlichste unter allen Gemüsen zu empfehlen.

Unter den Getränken ist vor allen die Milch zu nennen, das Nahrungsmittel aller Nahrungsmittel, welches das jüngste menschliche Leben allein erhält und entwickelt. Sie vereinigt Alles, was dem Blute zugute kommt, und in den besten Mischungsverhältnissen. Als nahrhaftes Getränk ist wegen ihres Eiweißgehaltes die Chocotade zu empfehlen; die Schwerverdaulichkeit ihres Stärkmehls und Talgstoffs wird durch den narkotischen Cacaostoff ausgeglichen, der die Verdauungsdrüsen zu stärkerer Thätigkeit reizt. Der narkotische Stoff im Thee und Kaffee ist ein und derselbe, man nennt ihn Theestoff, Thein. Beide Getränke sind wenig nahrhaft, aber von hirnelebender Wirkung. Thee dürfte dem stillen Theoretiker, dem grübelnden Stubenmenschen, dem Beamten, dem Contoristen, Kaffee dem Dichter und Künstler und dem praktischen Denker, dem Staatsmanne, Feldherren vorzugsweise zu empfehlen sein. Bier ist etwa so nahrhaft als Obst, also nur wenig. Wein entspricht dem Zuckerwasser an Nahrhaftigkeit, eine bedeutende Stufe, welche gebranntes Wasser noch lange nicht erreichen. Umgekehrt ist es mit dem Gehalt an Alkohol; derselbe beträgt bei einfachem Bier 1 Procent, bei Ale bis zu 8, bei Wein bis zu 26 bei Brantwein bis zu 50 Procenten. Ist der Genuß von Spirituosen schädlich? Bei mäßigem Genuß: Nein! Der Alkohol bietet sich im Blute dem eingethneten Sauerstoff zur Verbrennung dar und die genossenen Speisen werden nur später verzehrt, als es ohnedies geschehen würde. Für Leute, denen die Kost spärlich zugemessen ist, mögen deshalb Spirituosen — mit Maßen allerdings — als Speise erhalten empfohlen sein. Dieselben auf fetterzeugende Nahrungsmittel zu genießen, ist unvernünftig, denn Fett und Spiritus spielen genau dieselbe Rolle im Innern, sie erzeugen die Lebensflammen; es braucht deshalb nur eins von beiden vorhanden zu sein.

Einem vielverläumdeten Gewürz, dem Zucker, giebt die Chemie seine Ehre wieder. Weit entfernt, die Zähne zu verderben, nährt er sie vielmehr; ebenso die Knochen. Die Milchsäure, in die er sich verwandelt, fördert die Verdauung. „Man lasse deshalb den Kleinen ihre Freude und dem Christbaum seinen Reis!“ sagt (mit sich von selbstverstehender Ausnahme des Zuviel) Moleschott, auf den wir („Lehre von den Nahrungsmitteln,“ Erlangen, bei Enke) verweisen, falls man sich über dies interessante Thema des Ausführlicheren zu unterrichten geneigt ist. Unterh. a. h. S.